

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18008. Sprechstunde: Montags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.00 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Polizei verursachte gestern Abend in der Berliner Straße durch einen Transport von Streikbrechern einen Aufruhr.

In der Kommission zur Beratung der Reichsversicherungsordnung führte die Frage der Betriebskrankenkassen zu heftigen Auseinandersetzungen.

In Friedberg (Hessen) wurde gestern nachmittags von einem Verbrecher das Rathaus in die Luft gesprengt und die Verwirrung zur Veranbarung der Reichsbanknebenstelle benutzt.

Die Maske weg!

Leipzig, 23. Juni.

Es sind jetzt gerade zehn Jahre her, daß sich der Pfarrer e. D. Naumann, dazumal noch der Führer des nationalsozialen Häufleins, den bezeichnenden Beinamen des Hunnenpastors verdiente. In folgerichtiger Ausbildung der imperialistischen Gedankengänge kam er damals dazu, die äußersten Scheußlichkeiten des Hunnenzugs wider China, die massenweise Erschießung gefangener Chinesen, entschlossen zu verteidigen. Es war ein groteskes Schauspiel, den Sonntagsprediger der Hilfe, den Vertreter modernen Christentums als den Theoretiker der verruchtesten Gewaltpolitik, der unmenschlichsten Praxis zu sehen. Im Grunde freilich nicht grotesker als die altgewohnte Übung, daß die Priester die Waffen des Kriegs segnen. Die Kirche hat allezeit verstanden, sich den Bedürfnissen der Welt anzupassen, und zu diesem Zwecke das Widersprechendste in ihrem System zu vereinbaren. Das erklärt es zu einem Teile, weshalb gerade der Politiker, der von der Theologie in die Politik kam und der sein Christentum stets bewahrt hat, den Imperialismus bis zum äußersten formulierte und auch seine schlimmsten, greuelvollsten Äußerungen als notwendig vertrat. Gibt auch einer Fingerzeig zum Verständnis der Tatsache, daß es wieder ein Theologe und zugleich einer aus der Schule Naumanns ist, der jetzt die theoretische Rechtfertigung der grausamen Ausrottungs-, Veranbarung- und Verflaumungspolitik liefert, die von den Weißen gegen die Eingeborenen Afrikas betrieben wird.

Im Verlag der Hilfe hat der bekannte Kolonialschriftsteller Dr. W. Rohrbach ein Buch „Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen“ erscheinen lassen. Es ist eine bedingungslose Aufgabe der gewohnten offiziellen Legende von der Kulturmission, die die Weißen unter den Negern und für die Negern zu vollbringen haben, die rücksichtslose Zerstörung des Märchens, daß der christliche Staat auch um der Verbreitung des Christen-

tums und der europäischen Kultur unter den Eingeborenen willen Kolonialpolitik treibe. Freilich, diesen Legenden ist von der Wirklichkeit so blutig Hohn gesprochen worden, daß sie nirgends mehr Kredit finden, am allerwenigsten bei der Arbeiterklasse. Insofern sagt uns das Buch Rohrbachs über das Wesen der Kolonialpolitik nichts Neues. Aber es ist doch wertvoll, aus dem Munde eines der Vertreter dieser Politik selbst ihren wahren Charakter ohne jede Verschönerung und Beschönigung dargestellt, ihre äußersten Konsequenzen ohne Scheu entwickelt zu sehen.

Rohrbach hat nach einem theoretischen Stützpunkt für die brutale Praxis gesucht, wie sie im südwestafrikanischen Ausrottungskrieg und in den harten Bestimmungen wider die Eingeborenen seit diesem Kriege sich immer schärfer herausgebildet hat. Er findet diesen Stützpunkt in der Theorie von der Rassenunterschiedlichkeit, von den höheren und niederen Rassen. Die Negers sind im Vergleich zu den Weißen eine niedere Rasse, von der weißen durch einen unüberbrückbaren Abgrund geschieden. Sie sind geistig minderwertig und können nach dieser Theorie niemals die kulturelle Höhe der Weißen ersteigen, sie werden ihnen gegenüber für alle Ewigkeit stets Barbaren bleiben. Und damit ist für den Prediger dieser Rassen-theorie das Recht der Weißen, den Schwarzen Land und Freiheit zu nehmen und sie ins Joch der Zwangsarbeit zu pressen, ohne weiteres gegeben.

Diese Theorie sieht der Kolonialpolitik der weißen Nationen wie angegossen. Mit ihrer wissenschaftlichen Begründung steht's dafür um so fester. Die Frage, ob es höhere und niedere Rassen, ob es wesentliche, nicht ausgleichende, und nicht nur graduelle Unterschiede zwischen den Rassen gibt, ist zurzeit wissenschaftlich gar nicht zu beantworten. All das Material, das die Rassen-theoretiker und das auch Rohrbach zur Begründung ihrer Behauptung vortragen, genügt dazu in keiner Weise. Was Rohrbach vorbringt, das zeigt wohl den weiten Abstand des geistigen Status des Regers von dem des Europäers, das zeigt weiter, wie die Unterdrückung und Ausbeutung des Regers durch den Weißen keine Hebung seines kulturellen Zustands bedeutet, was ja selbstverständlich ist, aber es beweist in keiner Weise, daß der Neger unfähig ist, sich zu höherem Kulturzustand emporzuentwickeln, beweist niemals, daß er geistig minderwertig gegenüber dem Weißen ist. Ob das der Fall ist, das wird wohl noch auf lange hin eine offene Frage bleiben. Aber sie braucht uns vorerst wenig zu kümmern, denn wenn der Neger wirklich wegen geringerer Leistungsfähigkeit seines Gehirns geistig immer in weitem Abstand hinter dem Weißen bleiben müßte, er ist sicherlich nicht gänzlich bildungsunfähig, wie seine Fortschritte auf Jamaica zeigen, wo ihm Freiheit und wenigstens halbwegs Gleichberechtigung mit den Weißen die Möglichkeit zu aufsteigender Entwicklung gegeben haben. Die Weißen haben wegen ihrer höheren Kultur nie und nimmer das Recht,

den Eingeborenen Afrikas durch Unterdrückung und Veranbarung den Weg zu solcher Entwicklung zu versperren, ganz einerlei, ob sie den Neger jemals zur Stufe europäischer Kultur oder nur zu einem davon in erheblichem Abstände bleibenden Niveau führen kann.

Anderer denkt der Rassen-theoretiker Rohrbach. Nach ihm gilt für das Verhältnis der Völker höherer zu denen niederer Kultur die brutaleste Herrenmoral. Gegen die „Wilden“ und Barbaren ist den Kulturnationen so gut wie alles erlaubt. Sie haben das Recht, die Eingeborenen von Grund und Boden zu enteignen und sie zur Zwangsarbeit zu pressen. Rücksichtslos geht Rohrbach gegen die „Sentimentalität“ vor, die die Aufgabe der Kolonisation auch darin sieht, den allgemeinen Kulturzustand des Landes zu heben, die Eingeborenen zu zivilisieren, sie sittlich zu entwickeln. Das kann immer nur unter der Voraussetzung verstanden werden, daß damit dem Hauptzweck gedient wird, und der ist „die wirtschaftliche Ausbeutung der in Besitz genommenen Gebiete (ausschließlich) zugunsten der bestehenden Nation, und zwar sowohl die Bodennutzung wie die Eingeborenenutzung“. Der letztere Ausdruck ist bezeichnend, er stellt die Eingeborenen mit toten Sachen oder günstigstenfalls mit dem Vieh auf dieselbe Stufe. Religiöse humanitäre, überhaupt sittliche Erwägungen können für eine Kolonialwirtschaft in keiner Weise Selbstzweck sein. Hier verläßt den Kulturpionier freilich etwas von seiner Selbstsicherheit und Konsequenz, und einschränkend fügt er hinzu, das schließt nicht aus, daß „die Methode des Kolonisierens die Normen der allgemeinen menschlichen und historischen Sittlichkeit nicht außer acht lassen darf“. Für die Eingeborenen wird es ein großer Trost sein, daß sie nur unter Beobachtung der Normen „der allgemeinen menschlichen und historischen Sittlichkeit“ ihres Bodens, ihres Viehes und ihrer barbarischen Freiheit beraubt und zur Zwangsarbeit für die Weißen gezwungen werden dürfen. Indes ist zu vermuten, daß die Anwendung dieses schönen Rezepts in vielen Fällen einfach daran scheitern wird, daß sich der brutale Zweck und das sittliche Mittel nicht vertragen. Und wer will die Träger solcher „Kulturmission“ scheitern, wenn sie meinen, wo ihnen gegen die minderwertige Rasse so viel erlaubt sei, da könne es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommen. Zudem trägt Rohrbach eifrig Sorge dafür, seinen Lesern einzupauken, wie sich aus der Rassen-theorie ergibt: „ein Recht der Eingeborenen, welches nur um den Preis verwirklicht werden kann, daß die Entwicklung der weißen Rasse darüber an irgendeinem Punkte verkümmern müßte, existiert nicht“. Mit diesem Satz kann jede Gewalttat gegen die Schwarzen gerechtfertigt werden, denn über das, was die Entwicklung der weißen Rasse verkümmern lassen könnte, sind sehr weitgehende Meinungen möglich. Der weiße Händler, der weiße Ansiedler wird jede Beeinträchtigung seines Gewinns, jede Einschränkung seiner „Individualität“

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzige berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Dampf & Co. Nachdruck verboten.

Nach einem endlosen Wege erreichte sie die Kearneystraße und folgte ihr, bis die gut erleuchtete und sauber gehaltenen Nachbarschaft der feineren Geschäfte in das vom Laster wimmelnde Barbary-Coast-Viertel mit seinen verrufenen Kneipen und Tingeltangeln überging. Um wieder gehen zu vermeiden, bog sie seitwärts ab und geriet dabei in die Chinestadt, aus der sie sich erst nach einer ihr unvergeßlichen fürchterlichen halben Stunde aus dem Lärm und der Angst zitternd wieder herauswand; es war mittlerweile ganz dunkel geworden.

An der Ecke der Kalifornien- und Dupontstraße blieb sie eine Zeitlang stehen und überdachte ihre verzweifelte Lage.

„Ich muß etwas tun,“ sagte sie sich, „ich muß etwas tun.“

Minna war jetzt todmüde, und da kam sie auf den Gedanken, die katholische Kirche, in deren Schatten sie sich betreten und auf einer der Bänke zu rasten. Der Gottesdienst ging eben zu Ende. Aber lange noch, als der Pfarrer und Ministranten den Altar verlassen hatten, sah Minna in der dunkeln widerhallenden Kirche sich mit ihrer verzweifeltsten Lage, so gut sie es abzufinden.

„I oder drei Stunden später weckte sie der Rißter. Die Kirche wurde geschlossen; sie mußte hinaus. In der Nachtluft fröstelnd, steif vom langen Sitzen in der unheimlichen Stellung, noch immer müde und erschöpft, verwirrt und verängstigt stand Minna wieder

auf der Straße. Sie begann hungrig zu werden; das Verlangen nach Nahrung wurde immer dringender, und so entschloß sie sich endlich, für fünf Cents eine Tüte mit Obst zu kaufen, das sie gierig verzehrte. Dann nahm sie ihre Wanderung wieder auf.

In einer dunkeln Seitengasse der Kearneystraße, nicht weit von der Ecke der Plaza, bemerkte sie endlich ein erleuchtetes Schild, das die Inschrift trug: „Betten für die Nacht, fünfzehn und fünfzehnwanzig Cents.“

Fünfzehn Cents! Durfte sie das daran wenden? Ihr würde dann nur ein winziger Betrag bleiben, das allerletzte, was sie besaß; mußte sie auch das noch hingeben, so trat der Zustand völliger Mittellosigkeit ein, an den sie nicht zu denken wagte. Außerdem aber flüchte ihr der abschreckende Anblick des Hauses Furcht ein. Es war finster, unheimlich, schmutzig — ein Haus, das die Vorstellung unentdeckt bleibender Verbrechen und verborgener Schrecknisse erweckte. Zwanzig Minuten, eine halbe Stunde lang zögerte sie und ging wohl zwei- oder dreimal um das Viertel herum. Endlich entschloß sie sich. Eine Müdigkeit, wie sie Minna noch nie gekannt hatte, lastete wie Blei auf ihren Schultern und hemmte ihre Schritte. Sie mußte schlafen. Sie konnte nicht die ganze Nacht die Straßen auf und ab wandern. Sie ging durch die offene Haustür unter dem erleuchteten Schild und kleg eine steile schmutzige Treppe hinauf. Oben stand ein Mann in blauer Arbeitsbluse hinter einem hohen Pulke und füllte eine Lampe. Minna rebete ihn an.

„Ich möchte gern,“ stammelte sie, „ein Zimmer — ein Bett für die Nacht haben. Eins für fünfzehn Cents tut's schon, den! ich.“

„Ja, dieses Haus ist nur für Männer,“ entgegnete der Mann und blickte von seiner Lampe auf.

„O,“ sagte Minna, „o — das — das hab' ich nicht gewußt.“

Stumpfsinnig starrte sie ihn an; mit derselben Ausdruckslosigkeit begegnete er ihrem Blick. So sahen sich die beiden eine ganze Weile in die Augen.

„Ich — ich hab' das nicht gewußt,“ wiederholte Minna. „Ja, 's ist nur für Männer,“ gab er zurück.

Sie ging langsam die Treppe hinunter und stand wieder auf der Straße.

Und auf der Straße, die, während die Stunden vorrückten, immer menschenleerer, immer stiller wurde, und auf der die Heimatlose die bittere Not des Lebens der Armen und Enterbten immer drückender empfand, verbrachte Minna Hoover die erste Nacht ihres Ringens, den Kopf über den Kluten des Meeres der Großstadt zu halten, in das sie gestochen worden war.

Der Morgen kam und mit ihm neuer Hunger. Minna hatte mittlerweile wieder ihren Weg nach den Wohnvierteln gefunden und sah gegen zehn Uhr auf einer Bank in einem von Kindern Mädchen und ihren Pflöglings wimmelnden kleinen Park. Einige der Mädchen schoben ihre Kinderwagen nach Minnas Bank, nahmen dort Platz und setzten ein bereits begonnenes Gespräch fort. Minna hörte zu. Die Freundin eines der Mädchen hatte plötzlich ihre Stellung aufgegeben und auf diese Weise, wie sie meinte, ihre „Madame“ verdienere Weise bestraft.

„O,“ sagte Minna, sich einmischend und mit ungewohnter Geläufigkeit lügend, „ich bin ein Kindermädchen. Ich bin außer Stellung. Glauben Sie, ich könnte die Stelle bekommen?“

Die Mädchen wandten sich nach ihr um und sahen Minna, in der sie offenbar sofort die Landpomeranze erkannten, sehr von oben herab an.

„Sie können's ja versuchen,“ sagte eine von ihnen. „Haben Sie gute Referenzen?“

„Referenzen?“ wiederholte Minna bestürzt. Sie wußte nicht, was das war.

„O, Frau Field ist nicht so, daß sie auf Referenzen besteht,“ ließ sich eine andre vernehmen. „Sie ist so gutmütig. Ach, irgendwer kann ihr was weismachen.“

„Ich werde hingehen,“ sagte Minna. „Haben Sie die Adresse?“

Man gab sie ihr.